

# Die Neue Welt!

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17.]

[1876.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich ging der Trupp der Weber langsamer, und die Blicke glitten über die Landschaft mit ihren farbenreichen Bildern; aber nicht die Schönheit des Landschaftsbildes war es, was die Blicke fesselte. Oberhalb des Dorfes zog sich eine weite Wiesenfläche hin. Sie gehörte einst zum Dorfe, heute ist sie Eigentum der Falkenburg. Bei einem Brande des Gerichtsgebäudes in der Kreisstadt waren auch die Hypothekensbücher von Waldbau zerstört worden und der Graf von Falkenburg hatte dadurch, daß er viele Jahre hindurch widerrechtlich sein Vieh auf die Waldbauer Weide getrieben, sein Eigentumsrecht darauf vor Gericht nachgewiesen. Die Weber hatten bedeutende Kosten zu zahlen gehabt und der Prozeß, von dem sie sich soviel versprochen, hatte sie nur tiefer noch ins Elend gebracht. Und diese Wiesenfläche war es vornehmlich, welche die Blicke der Weber auf sich zog.

„Ja, ja,“ sagte Egler, dem Gedankengänge der Genossen folgend. „Solch' ein Anblick erwärmt im kältesten Winter und macht satt, wenn man auch keinen Bissen im Magen hat. Und dort der Wald! Mein Vater hatte mir immer gesagt, der Wald gehöre uns bis zum Schlosse. Bei der ersten Ansiedelung sei er von ihm gekauft worden. Als der Büttner da war, da hatte ich noch die alten Papiere — aber die sind alle zum Teufel, und die hat der Jörg und kein Anderer gestohlen. Im Walde da steht nun das Forsthaus, als ob sich das ganz von selbst verstände.“

Die meisten Gesichter verfinsterten sich. „Man hätte doch den Prozeß wagen sollen!“ — „Woher das Geld nehmen?“ — „Die Armen finden nie Recht, das ist nur für die Reichen da!“ so rief man von verschiedenen Seiten.

„Es ist eine schwere Zeit,“ sagte Neumann, „wo viel Reichtum ist, da wird immer noch mehr, und die kleinen Leute gehen überall zu Grunde. Eine alte Geschichte, die schon in der Bibel steht. Sagt nicht Sirach: „Wie die Hyäne zum Hunde sich gefellt, also der Reiche zum Armen, und wie der Löwe das Wild frisst in der Haide, so fressen die Reichen die Armen. Solange du dem Reichen nütze bist, braucht er dich, aber wenn du ihm

nichts mehr nützen kannst, läßt er dich fahren. Solange du etwas hast, zehrt er von dem Deinigen und kümmert sich nicht darum, wenn du zu Grunde gehst.“ — Wir gehen zu Grunde — in der Stadt leben die Händler von uns und hier warten Edelleute darauf, daß wir zusammenbrechen.“

In Egler's Augen leuchtete es auf, doch schwieg er, wie die Anderen auch.

„Wegen des Waldes solltest du doch mit einem Rechtsverständigen sprechen,“ sagte nach einer Weile ein Nachbar Egler's zu diesem.

„Was hilft es, wenn ich kein Geld habe, um die Kosten zu bezahlen,“ antwortete er, „und alles Klagen ist auch umsonst, die Papiere sind verloren und damit hat alles Recht sein Ende.“

„Der Graf hat jetzt einen Feldmesser,“ sagte ein Weber, „ich habe ihn gestern auf dem Felde gesehen. Ehe sie uns die Wiese genommen, hatten sie auch ein paar von der Sorte oben.“

„Es ist ein sehr ordentlicher Mensch,“ entgegnete Neumann. „Es ist der Blumenthal, mit dem Büttner bekannt war und der schon vor zwei Jahren einmal im Dorfe gewesen, und ein Auge auf die Marie Köhler geworfen hatte.“

Ausrufe der Bewunderung und des Zweifels erfolgten.

„Da ist nichts Wunderbares,“ sagte Neumann; „er kam schwer krank zu den Köhlers ins Haus, die für seine Eltern in der Stadt viele Jahre hindurch die Leinwand geliefert. Sie haben ihn treu gepflegt und namentlich die Marie war unermüdet. Da ist es wohl natürlich, daß er das Mädchen lieb gewonnen, und wenn er zu guterletzt die Marie mitnimmt, dann wäre ihm das kaum zu verargen, denn das Mädchen ist ganz hübsch und das Herz hat sie auch auf dem rechten Fleck. Gönnen kann man's ihr schon. Daß der Pfarrer sie bekommen soll, will mir schon lange nicht in den Sinn. Der Schleicher würde das Mädchen doch nur unglücklich machen.“

Die Weber stimmten Neumann bei. Egler war nachdenklich geworden. Blumenthal hatte bei seiner ersten Anwesenheit auch ihm einen Besuch abgestattet und ihm bei Durchsicht der Papiere

gerathen, unter allen Umständen einen Prozeß anzufangen. Was er wohl heute sagen würde?

Noch einen letzten Blick warf Egler in die Ebene, ehe sie in den Wald einbogen, und seine Augen suchten im Dorfe das allbekannte Dach seiner Hütte auf. Die Erinnerung an seine Lieben drängte alle anderen Gedanken zurück und der todtfranke Knabe trat wieder vor seine Augen. Er sah ihn lächeln und die kleinen Arme wie bittend erheben, als ob er den Vater an sein Schmerzenslager zurückriefe oder ihm seine letzten Grüße sendete. Fast unwiderstehlich zog es Egler nach Hause zurück, er war der Letzte im Zuge geworden, und wenn sich nicht Neumann wieder zu ihm gesellt hätte, dann wäre er vielleicht doch umgekehrt.

Der Wald nahm sie auf. Die Unterhaltung verstummte und schweigend verfolgten sie ihren Weg. Er führte sie am Forsthanse vorüber, einem düsteren Bau, dem Alles abgeht, was sonst den Blick des Wanderers erfreut, der aus dem Halbkreis des Waldes urplötzlich freundlich und einladend ein Forsthaus vor sich auftauchen sieht. Uralte Bäume umgeben es und breiten eine dichte Kuppel darüber, die kaum das Licht der Sonne zu durchbrechen vermag. Ein hoher Zaun, den Schlingpflanzen fast ganz bedecken, schließt es ein und verhindert in seine Fenster zu blicken. So liegt es schweigend da, gleichsam ein Räthsel des Waldes, das wohl die Neugier erweckt, nicht aber das Gemüth wohlthuend anspricht.

Die Hunde schlugen an, als die Weber vorüberkamen. Obgleich die Gesichter sich wieder verfinstert hatten, sprach doch Niemand ein Wort. Ueber den Förster Schlegel waltete im Dorfe auch nur eine Meinung; er war als ein harter, herzloser Mensch bekannt und gehaßt.

Zehn Minuten später lag der Wald hinter ihnen.

Sie hatten es nicht wahrgenommen, daß kurz hinter ihnen ein Mann ging, der im Leben des Dorfes eine große Rolle spielte. Der Pfarrer Lehnert von Schönenberg ist der Wanderer, der langsamen, bedächtigen Schritts die gleiche Straße verfolgt. Sein mageres Gesicht ist nach der Landesfite glatt rasirt, die Augen sind etwas zusammengekniffen und die Stirn läuft ziemlich winklich zusammen. Ein ewiges Lächeln liegt in seinem Gesicht und macht es widerlich und abstoßend. Es fällt schwer, das Alter des Pfarrers festzustellen; sein Haar ist noch frei von den Zeichen des Alters, doch liegt in seinem Gesicht etwas Abgelebtes, Altes. Jedenfalls ist er über die Zeit der Jugend längst hinaus. Seine Kleidung ist sorgfältig gehalten, und man merkt es der ganzen Erscheinung nicht an, daß man es mit dem Pfarrer eines Hungerbezirks zu thun hat. Während er geht, bewegen sich seine Lippen wie im Selbstgespräch, ab und zu bleibt er auch stehen und nimmt aus seiner silbernen Dose nachdenklich eine Priese. Nahe dem Waldausgange fuhr er erschreckt zusammen; es raschelte vor ihm im Gebüsch und eine hohe Gestalt löste sich, ihn grüßend, aus dem Dickicht des Waldes. — Es war der Förster Schlegel, der vor ihm auftauchte. Nicht ein edler Zug findet sich in seinem Gesichte, Alles ist Härte und Leidenschaft darin. Er trägt einen gewöhnlichen Forstanzug und hat auf der Schulter die Büchse. Ein breitrandiger Hut beschattet sein Gesicht und läßt es noch finsterner, als es schon ist, erscheinen. Kein freundlicher Anflug färbt seine Augen, sie blicken fast drohend auf den Pfarrer.

„Sieh da, der Herr Förster!“ rief dieser, seinem Gesichte eine noch höhere Fremdblichkeit verleihend. „Gewiß haben die Bauern Sie hierher geführt, die wie eine Gänseherde vorüberzogen.“

Der Förster schüttelte den Kopf. „Was kümmert mich das Gefindel!“ antwortete er, verächtlich die Achseln zuckend. „Mein, Pfarrer Lehnert, nicht den Bauern, sondern Ihnen bin ich nachgezogen. Hatte Sie sprechen wollen.“

„Mich?“ entgegnete verwundert der Pfarrer.

„Hatte Ihnen eine Frage vorlegen wollen,“ sagte der Förster. „Sie sind in Waldau bekannt und werden mir Auskunft geben können. Wer ist das Mädchen, das jeden Sonntag im Walde spazieren geht? Schlante Figur, hübsches Gesicht, schöne Augen!“

„Die Waldauer sind nicht arm an hübschen Mädchen,“ antwortete der Pfarrer sinnend.

„Sie ist schöner als irgend eins der anderen Mädchen, die ich bisher gesehen. Sie trägt sich auch noch halbwegs anständig — schwarze Jacke und blaues Kleid. Steht ihr Alles sehr gut.“

„Das kann Niemand anders als die Martha Egler sein,“ sagte der Pfarrer. „Ja, ja, so ist es. Mein Küster erzählte mir von ihr. Statt in die Kirche zu kommen, geht sie in den Wald.“

„Das gefällt mir, das gefällt mir!“ rief der Förster lebhaft. „Haße die Dackmäuser und Kirchenkriecher, die Gott anwinkeln wie meine Hunde.“

„Wer wird so unchristlich sein, Förster Schlegel!“ sagte der Pfarrer salbungsvoll. „Wer Gott leugnet —“

„Wir sind über die Kinderjahre hinaus, Pfarrer,“ fiel der Förster ihm ins Wort. „Wünschte nur, daß mir früher die Augen über den Hokusfokus aufgegangen wären. Wäre vielleicht ein anderer Mensch geworden. — Aber das ist vorbei und ich bin auch zu alt, um mich zu dem Unstüm zu bekehren. — Sie sollen mir behülflich sein, damit ich das Mädchen bekomme,“ fügte er nach kurzer Unterbrechung hinzu. „Wird mir zu einsam in der Försterei — will das Mädchen heirathen.“

Der Pfarrer blickte ihn einen Augenblick sprachlos an und nahm dann, gleichsam um sich zu überzeugen, daß er wache und nicht träume, eine Priese aus seiner Dose.

„Aber Förster,“ sagte er dann, ihn zweifelnd betrachtend, „ist denn das Ernst? — Sie, der Menschenfeind —“

„Mein vollster Ernst!“ entgegnete der Förster. „Sie wissen, daß ich für kleine Dienste stets erkenntlich bin. In diesem Falle werde ich es ganz besonders sein.“

„Zweifle nicht daran,“ sagte der Pfarrer, „aber erst muß doch der Bär erlegt sein, ehe man seine Haut theilt, und dann, Förster, bedenken Sie, es gibt nichts Schlimmeres auf der Welt als Weiber. Es ist nichts als Falschheit unter ihnen, und wenn man glaubt, den Widersacher überwunden zu haben, dann ist der Teufel doch da. Ich sage Ihnen, Förster, es gibt nichts Schlimmeres als Weiber — und wie soll hier der Bär erlegt werden?“

„Das ist ganz Ihre Sache, und daß Sie das Werk ausführen werden, darum ist mir gar nicht bange.“

„Aber die Liebe, Förster, das ist ein böser Punkt.“

„Dressur, Pfarrer, nichts als Dressur!“

„Ja, ja, Dressur, das ist das Richtige,“ bestätigte der Pfarrer kopfnickend. „So denke ich auch und das ist mein Trost. Die Dressur muß Alles machen. Aber vom Weibe kommt die Sünde, Förster, und um ihretwillen müssen wir Alle sterben. „Daß dich nicht betrügen, daß sie schön ist,“ sagt die Schrift, „und begehre ihrer nicht darum!““

„Ich habe keine Lust, Ihre Bibelsprüche zu hören, Pfarrer. Die könnten Sie am besten selbst beherzigen. Wie ich weiß, wollen Sie ja auch nächstens in den Ehestand treten.“

„Ja, sehen Sie, Förster,“ antwortete der Pfarrer, eine Priese nehmend, „das ist doch mehr ein Werk der Barmherzigkeit, das ich da übe. Die Marie Köhler hat zwar ein gefälliges Aeußere, aber ihre Seele ist schlecht und die will ich zu retten suchen; und dann ist das Mädchen ganz arm, die Mutter wird alt und hilflos und —“

„Was Sie doch für eine barmherzige Seele sind!“ unterbrach ihn der Förster. „Aber nun ein Ende mit unserem Handel! Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Förster, Förster!“ sagte der Pfarrer noch immer bedenklich. „Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit, und wenn Einer ein böses Weib hat, so ist es eben wie ein ungleiches Paar Ochsen, die nebeneinander ziehen sollen!“

„Ja oder Nein, Pfarrer!“ rief der Förster ungeduldig. „Ich glaube übrigens, daß, wenn von dem ungleichen Ochsenpaar die Rede sein kann, es nur auf Ihrer Seite zu suchen ist. Ich weiß wenigstens Einen, der jedenfalls Hörner tragen wird, Pfarrer! Denken Sie an meine Prophezeiung. Der Blumenthal will sich hier in der Nähe niederlassen.“

„Das darf nimmer geschehen, Förster!“ antwortete der Pfarrer bestürzt. „Er ist ein Aufwiegler, ein Gottloser, er darf hier nicht gebuldet werden.“

Der Förster lachte boshaft. „Sie werden in Zukunft einen Privat-Nachtwächter zu unterhalten haben!“ sagte er höhrend.

Der Pfarrer trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Er darf hier nicht gebuldet werden. Der Graf muß ihn fortschaffen.“

„Und unser Geschäft?“ mahnte der Förster.

„Das Mädchen hat bereits einen Liebhaber,“ sagte der Pfarrer wieder bebenlich.

„Hat die Marie Köhler etwa keinen?“

„Lassen wir das, Förster. Sie hat keinen, ich weiß es. Aber die Martha Egler hat den Konrad Büttner gehabt.“

„Der ist verschollen, Pfarrer,“ antwortete der Förster finster, „kein Aber jetzt — Ja oder Nein!“

„Nun, ja doch.“

Der Förster warf seine Büchse über die Schulter und im nächsten Augenblicke hatte das Dickicht des Waldes ihn wieder aufgenommen.

„Teufel, Teufel!“ rief der Pfarrer, ihm nachblickend. „Das nenne ich eine seltsame Brautwerbung. Aber was thun? Der Förster vergift mich nie, weder beim Holz, noch beim Wild, und es wäre dumm, wollte ich nicht wenigstens mein Möglichstes versuchen. Aber schwer wird's werden, mit dem verbissenen Egler ist gar nichts anzufangen. Sehr schwer wird's werden. Und diese Weiber, diese Weiber! — —“

Langsam setzte er seinen Weg fort.

Noch einmal wurde der Pfarrer in seinem Wege aufgehalten. Kurz vor ihm trat ein Mann aus dem Walde, bei dessen Anblick er erschreckt zusammenfuhr. In der Kleidung unterschied er sich wenig von den anderen Dorfbewohnern, nur weniger zerrissen und schmutzig ist sein Anzug. Das Gesicht aber ist auffallend. Obgleich regelmäßig gebaut, liegt doch ein Zug von Verzerrung darin. Fest sind die Lippen aufeinander gekniffen, und das ganze Gesicht scheint um die Augen gruppiert zu sein, die sich halb schließen, wenn die Blicke auf einem Gegenstande ruhen. Dann ist es, als wollten sie sich tief einbohren und das Wesen der Erscheinung, die sie fesselt, in seinem verborgensten Keim ergründen. Der ganze Körper scheint den Blicken folgen zu wollen, der Kopf neigt sich nach vorn und der übrige Körper folgt dieser Bewegung. Das Gesicht ist von der Sonne stark gebräunt, und im Verein mit dem struppigen, wenig gepflegten Barte und dem wirren Haare, das auf seine vorspringende Stirn fällt, gewährt es ein Bild der Verwilderung.

Ein durchbohrender Blick traf den Pfarrer, und vergeblich bemühte sich dieser, ihn auszuhalten. Er mußte die Augen abwenden und wie von unsichtbarer Gewalt wurden seine Füße im Vorwärtsschreiten gehemmt. Die Gestalt des Mannes hatte sich emporgerichtet, noch ein zweiter Blick traf den Pfarrer, diesmal schien Haß darin zu liegen, — im nächsten Augenblicke war die seltsame Erscheinung im Walde verschwunden.

Der Pfarrer verharrte einige Zeit in seiner Stellung, er schien sich erst von seinem Schrecken erholen zu müssen.

„Der wilde Jörg,“ murmelte er endlich aufathmend und sich den Schweiß von der Stirn trocknend; „es ist gefährlich, dem Burschen allein zu begegnen; der ist im Stande, einen Menschen

kalt zu machen. Was Gott der Herr doch für seltsame Geschöpfe ins Leben gerufen; solch' ein Mensch ist anderen nur zur Plage da.“

Vorsichtig nahm er seinen Weg wieder auf, und nach allen Richtungen spähte er, ob die unheimliche Gestalt nicht abermals irgendwo auftauchte.

Inzwischen hatten die Weber das Schloß erreicht und standen vor dem Thore, das von einem hohen Thurm überwölbt war. Im Schlosse selbst herrschte im Allgemeinen noch die Ruhe und Stille der Nacht. Nur in den Ställen der Kühe regte es sich bereits geschäftig.

Auch der griesgrämige Schloßwärter Heilmann ruhte noch behaglich auf seinem weichen Lager und hatte die rothe Nase tief unter das Deckbett gezogen. Nicht störend wurde die Stille des Morgens plötzlich durch lauten, weithin hallenden Klang der großen Thorglocke unterbrochen. Erstaunt hob der Wärter den struppigen, schläfrigen Kopf ein wenig empor, dann sank er wieder langsam zurück, in der Ueberzeugung, daß das Läuten, welches so jäh seinen Schlummer unterbrochen, nur ein Nachklang nächtlicher Träume sein könne. Die Nase verschwand wieder von der Oberfläche, die Augen schlossen sich, und eben war der würdige Wärter im Begriff, von Neuem einzuschlafen, als abermals die Glocke erklang, jetzt lauter und ungeduldiger. Gähmend und brummend erhob sich Heilmann jetzt und hüllte sorgsam den Körper in einen dicken Schlafrock und schlang ein großes wollnes Tuch um seinen Hals; nachdem er noch eine Mütze über seine Ohren gezogen, öffnete er ein kleines Fenster und streckte vorsichtig den Kopf hinaus. Mit einem Ausrufe tiefster Entrüstung zog er ihn wieder zurück, und heftig warf er das Fenster zu.

„Die zudringlichen Bettler!“ rief er, „nicht genug, daß man vor ihnen am Tage keine Ruhe hat, jetzt kommen sie schon um Mitternacht!“

Einige Augenblicke stand er noch unentschlossen, ob er sich ankleiden und öffnen, oder wieder sein warmes Bett aufsuchen sollte.

„Verrückter Einfall vom Grafen!“ rief er polternd, „was die arbeiten werden? Herumlungern verstehen sie schon, aber arbeiten —“

Er schloß mit einem verächtlichen Lachen. Abermals läutete es; diesmal noch vernehmlicher.

„Wie sie an der Glocke reißen!“ schrie er wüthend und sprang ans Fenster und sandte den harrenden Webern einige Verwünschungen hinunter. In Egler's Augen leuchtete es dabei wild auf und seine Fäuste ballten sich.

„Ruhig, Egler,“ sagte Neumann bittend.

„Sie sind es nachgrade gewöhnt, daß wir uns als Hunde behandeln lassen!“ rief er grollend.

Jetzt rasselte das große Schlüsselbund am Thor und ein Schlüssel drehte sich mit heiserem Geräusch im Schloß. Knarrend öffnete sich die Thür; der Wärter steckte den Kopf durch die Spalte und musterte mit verächtlichen Blicken die Weber, welche den Eingang umdrängten.

(Fortsetzung folgt.)

## Sozialdemokratie und Arbeiterleben in der Thierwelt.

Von Dr. Ludwig Büchner.

(Verfasser von „Kraft und Stoff“.)

(Schluß.)

Allerdings ist diese Herrschaft eine durch die Unterthanen selbst außerordentlich eingeschränkte, und diese scheinen sich für die Duldung einer monarchischen Spitze dadurch entschädigen zu wollen, daß sie, im Gegensatz hierzu, untereinander den Grundsätzen der äußersten Demokratie und des weitgehendsten Sozialismus und Kommunismus huldigen. Eine ist so viel wie die andere, und es gilt bei ihnen unbedingt der schöne Grundsatz: „Einer für Alle — Alle für Einen!“ Sie haben kein Privat-Eigenthum,

keine Familie, keine eigne Wohnung, sondern hängen sich im Innern des gemeinsamen Raumes in dichten Klumpen in den Zwischenräumen der Waben zur kurzen nächtlichen Ruhe auf. Uebrigens dauert das Bauen, Reinigen und Arbeiten theilweise auch während der Nacht fort. Alle Vorräthe sind gemeinsam; man kennt nur sog. Staatsmagazine, aus denen Alle ohne Unterschied der Person gespeist werden. Tritt Mangel und Hungersnoth ein, so sterben Alle gemeinsam, nur die Königin macht hier

eine Ausnahme und stirbt in der Regel zuletzt. Bei den Menschen ist es bekanntlich anders. Hier sterben diejenigen zuerst, welche auch in guten Zeiten am wenigsten gegessen und am meisten gearbeitet haben, während die „Fettbäuche“ am Leben bleiben und die „glücklicher situierte Minderheit“ von den vorhandenen Vorräten zehrt!

In der Arbeit selbst haben die Bienen das höchste Ideal des Kommunismus erreicht, indem die Arbeit als solche vollständig frei, freiwillig und ungezwungen ist und Jeder so viel oder so wenig thut, als ihm gut scheint. Aber es gibt darum doch keine Faulenzer unter ihnen, da das allgemeine Beispiel ansteckend wirkt, und da inmitten einer Gesellschaft, in welcher Alle arbeiten, Faulenzerei eigentlich eine undenkbare oder unmögliche Sache ist, während im Gegentheil der gegenwärtige Zustand der menschlichen Gesellschaft Faulenzerei der Einzelnen nicht bloß begünstigt, sondern geradezu als unvermeidlich erscheinen läßt. Freilich müßte bei einer kommunistischen Form der Gesellschaft der Einzelne, wie bei den Bienen, das Bewußtsein in sich tragen, daß er nicht für Andere, sondern für das gemeinsame Wohl und damit, soweit er ein Glied dieser Gesamtheit ist, auch für sich selbst arbeitet. Dieses Bewußtsein nun macht die Bienen zu so eifrigen Arbeitern, daß sich gar viele unter ihnen im Laufe der Sommermonate im Zeitraum weniger Wochen geradezu zu Tode arbeiten. Die „Instinkt“-Philosophen werden freilich sagen, daß dieses nur Folge eines angeborenen, unwiderstehlichen, von höherer Macht in die kleine Bienenseele hineingelegten Triebes sei, dem sich das Thier freiwillig gar nicht zu entziehen vermöge. Aber erstens ist es doch wohl nicht denkbar, daß der Instinkt dem Thier etwas vorschreiben sollte, was schließlich zu seinem Verderben ausschlägt; und zweitens stimmt jene Annahme gar schlecht mit der schon angeführten Erfahrung, daß weisellose Stöcke, welche mit ihrer Königin auch den Zweck ihrer Gemeinschaft verloren haben, dann nichts thun und der Lächerlichkeit anheimfallen. Die Angehörigen eines solchen Stockes haben mit Einemmale allen Trieb zur Arbeit verloren. Sie zerstreuen sich und sterben entweder oder suchen sich der Nahrung wegen in andere Stöcke einzuschleichen, was ihnen aber in der Regel nicht gelingt, da sie von den Wachen zurückgewiesen werden. Ueberhaupt lassen die Wachen nur solche Bienen ein, welche mit Blumenfaß und vollen Höschchen ankommen, während die leeren wieder umkehren müssen.

Weiter leidet der angeborene Arbeits-„Instinkt“ elend Schiffbruch an den sog. Raub-Bienen, welche sich die Arbeit dadurch

zu erleichtern suchen, daß sie andere, schon gefüllte Stöcke in Massen überfallen, die Wachen und Injassen überwältigen, den Stock ausrauben und die vorhandenen Vorräte in ihren eignen Stock tragen. Ist ihnen dieses ein- oder mehrere Male gelungen, so finden sie, grade wie die Menschen auch, mehr Geschmac am Rauben und Plündern, als an eigener Arbeit, und werden zuletzt zu förmlichen Raubstaaten. Auch einzelne Bienen gehen nicht



Rekruten

selten auf Raub aus, suchen aber dann auf vorsichtige Weise in den Stock einzudringen, wobei man ihrem ganzen Benehmen ansieht, daß sie sich ihres Unrechts wohl bewußt sind, während die zum Stock gehörigen Arbeiter im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Pflichterfüllung rasch und offen herbeistiegen.

Auch wissen sich die Bienen zufällige Gelegenheiten zur Eroberung süßer Nahrungstoffe mit großer Schlaueit sofort zu

Nutzen zu machen, so daß sie oft Vorräthe von Honig, Syrup oder Zucker, welche nicht gut verwahrt und zufällig von ihnen entdeckt worden sind, vollständig ausplündern. Auf der Insel Cuba erleiden die Zuckerplantagen alljährlich nicht geringe Verluste durch die Besuche, welche die Bienen den Siebereien abstatten. Jedenfalls kann sie dieses der Instinkt nicht gelehrt haben, da ja die Zuckersiebereien nicht so alt sind wie die Bienen!

Grunde gegangen sind. — Alles Dieses und vieles Andere beweist, daß die Bienen in ihrem Thun und Treiben durchaus nicht einem bestimmten, unwiderstehlichen und unveränderlichen Naturtriebe folgen, sondern daß bei ihnen, grade so wie bei den Menschen, Arbeit und Genuß verschieden oder wechselnd sind nach Verschiedenheit der Umstände oder Bedingungen. Dieses gilt, wie für alles Andere, auch für ihren berühmten sechsseitigen

Zellenbau, obgleich man grade hierin, aber ganz mit Unrecht, den Beweis einer für sie unmöglichen Intelligenz und mathematischen Kenntniß hat finden wollen.

Um aber noch einmal auf ihre Staatenbildung und Staatsverfassung zurückzukommen, so wird man bei vorurtheilsloser Betrachtung zugeben müssen, daß hier in der That das Ideal eines wohlgeordneten Staates in politischer und sozialer Beziehung beinahe erreicht ist. Es gibt bei ihnen nicht, wie bei andern ihnen verwandten Insekten, sowie bei den Menschen, ein besonderes stehendes Heer, sondern der Staat sucht seinen Schutz gegen außen lediglich in der allgemeinen Bewaffnung seiner arbeitenden Bürger. Im Innern ist es lediglich die Arbeit, und zwar die selbstlose, auf das allgemeine Beste gerichtete Arbeit, welche das Ganze zusammenhält. Dieser Mangel eines stets zum Kampfe bereiten Heeres läßt sie auch nicht, wie die Ameisen, auf auswärtige Kriege und förmliche Raubzüge sinnen, und nur hin und wieder steht man leichte Balgereien zwischen zwei verschiedenen, einander zu nahe gekommenen Stöcken oder Schwärmen entstehen, namentlich wenn es sich um den Besitz einer Königin handelt. Einzelne Privatstreitigkeiten kommen wohl vor, allein sie müssen außerhalb des Stodes ausgefochten werden, und endigen in der Regel mit dem Tode eines der Kämpfer, welcher den Stich des furchtbaren Giftstachels zwischen die Ringe des Hinterleibes erhalten hat. Auch die „monarchische Spitze“ wird man unsern Bienendemokraten nicht allzu übel nehmen, wenn man bedenkt, daß und wie sehr die Königin von den Arbeitern überwacht und abhängig ist, und wie ihre Machtphäre nicht einmal den Machtbefugnissen eines Präsidenten einer menschlichen Republik nahe oder gleich kommt. Sie erscheint weniger



in Tirol.

Ebenso wenig kann der Instinkt daran schuld sein, daß sie den mit Branntwein versetzten Honig leidenschaftlich lieben und sich daran, so oft sie können, voll und toll trinken, obgleich sie dadurch vollständig arbeitsunfähig werden. Auch hält sie der Instinkt nicht vom Genuß sauren Honigs ab, der ihnen so verderblich wird, daß z. B. im Mai 1872 in Boone County in Amerika nicht weniger als 550 Bienenschwärme durch solchen Genuß zu

als Herrscherin, sondern vielmehr als erste und wichtigste Dienerin des gemeinen Wesens, und man huldigt ihr offenbar mehr aus Achtung und Liebe und weil man weiß, daß das Bestehen der Kolonie von ihr abhängt, als aus Furcht vor ihrer Herrschergewalt! — Staatsmänner, Arbeiter und Gesellschafts-Verbesserer, nehmt euch ein Beispiel daran!

# Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

## I.

Der Demagogenwolf, Verhaftungs-, Gefängniß-Scenen und ein Fremdwort, das Tod oder lebenslängliches Zuchthaus bedeutet.

Es war an einem düstern Novemberabend des Jahres 1832, als sich in der Weinwirthschaft zur „Stadt Paris“ in Frankenthal eine außerordentlich große Anzahl Gäste eingefunden hatte. Eine von Mund zu Mund gegangene Stadtneuigkeit trieb die vielen Leute wohl hauptsächlich in's Wirthhaus, um dort etwas Näheres zu erfahren. „Habt ihr's schon gehört?“ riefen die Einen den Andern zu, „der Demagogenwolf (so nannte man damals den im Lande herumreisenden Spezialuntersuchungscommissär, Herrn Mollitor) ist heute Abend wieder angekommen.“ „Wer wird denn da wieder das Opferlamm dieses Fanghunds sein müssen?“ fragte zornwüthig vom Tische der Stammgäste ein heißblütiger Metzgermeister. „Dem Jean Philipp (so hieß man mich allgemein) wird es wohl diesmal nicht gelten, denn der wurde ja nach geschlossener Untersuchung vom Mollitor selbst als nicht anklagbar der Haft entlassen; der Demagogenwolf muß darum jetzt ein anderes Opferlamm auf dem Horn haben“, antwortete im zuversichtlichen Tone eines Sachkenners der erste Schreiber eines Advokaten. „Ja, ja, soweit haben wir es gebracht in unserer schönen Pfalz, daß wir uns von den Kostbeuteln (Spottbenennung für die Altbayern) nicht nur gebulbig ausfaugen, sondern auch noch ruhig einsperren lassen sollen. Da muß erst wieder ein Napoleon kommen, wenn's anders werden soll“, meinte ein ehemaliger Grenadier der französischen alten Garde. „Was Napoleon, Republik brauchen wir; der Freiheitsbaum steht ja noch auf'm Marktplatz von Anno 95, Ça ira, ça ira, ça ira, ça!“ rief ein alter Puppenfabrikant und werktätiger Zeitgenosse der großen Revolution. „Mag's kommen, wie's will, so wie's ist kann's nicht bleiben“, schrie jetzt ein rothwangiger Gerbermeister, nachdem er mit ächt pfälzischer Mundfertigkeit alle Himmelherrgottsdonnerwetter! und Kreuzheilighonnerkeil! heruntergeschlucht hatte. „Zawohl, wir müssen dem Ding ein End' machen, die Blutsauger zerquetschen und wenn Alles die Kränk' kriegt“, brummte ein stämmiger Bäckersohn (bezeichnend auch Brummer genannt), mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend. „Da müßt' ja ein Millionendonnerwetter dreinschlagen und thät' ich gleich meinen Hambacher-Hut in tausend Hegen zerreißen, keinen Schritt mehr aus dem Haus wollt' ich thun, würd' man nochmals einen Frankenthaler Bürger in's Loch stecken lassen“, erscholl es in kräftiger Tenorstimme vom hintersten Tische der Wirthsstube. „Ja, der hat Recht, es darf keiner mehr von uns in's Loch; die Freiheit soll leben“, ertönte es nach einander aus vielen Kehlen. „Bravo! die Freiheit soll leben und das eine große Deutschland auch daneben“ rufend, fielen einige mir befreundete Rechtskandidaten und Forstgehilfen (alte Burschenschaftler) in den Chorus ein. Nun ergriff auch ich endlich das Wort und sagte: „die Freiheit wird leben, wenn wir sie opferwillig und thatkräftig erstreben. Was aber die Verhinderung des Insocksteckens betrifft, so läßt sich dies ganz bequem hinter dem Weinglas ausrufen, aber nicht so bequem, weil's nothwendig dabei zum Bauchbiß kommt, durchzuführen. Ganz anders stünde es freilich, wenn in Baden, Hessen, Franken und Württemberg die revolutionäre Stimmung so allgemein wäre wie in der Pfalz, und wenn unsere Stammgenossen im Elsaß uns kräftig mit den Waffen ihrer Nationalgarden und andern Kampfmitteln unterstützen würden; ja, alsdann könnten wir schon einmal mit dem stets auf der Lauer stehenden Preußenthum einen Hofenlupf probiren. Vorläufig aber sind wir nur im Stande, einen nutzlosen und dennoch viele Opfer erheischenden Krawall, wie am 30. Mai, zu machen, aber nicht um eine Revolution durchzuführen. Drum nur noch etwas Geduld, der Erlösungstag ist nah!“ „Ei, ei, da hört doch einmal den Jean Philipp, wie der über Nacht so klug und weise geworden ist; wahrscheinlich, weil er meint, daß diesmal nicht ihn der Teufel am Kragen packt. Gestern hat er

noch auf offnem Markt die Republik leben lassen und alle Menschen gleich machen wollen und dabei grad' gethan, als wenn er alle Fürsten lebendig aufspeisen gewollt hätt', und heute thut er, als wenn er kein Hinkel (Huhn) umbringen könnt'. Wir müssen einmal d'rauf los schlagen.“ Derart goß ein älterer Schulkamerad seinen revolutionären Unwillen über mich aus. Doch ein zu allen Handstreichern entschlossener Küfermeister, der erst einige Jahre vorher als Deserteur von der französischen Fremdenlegion aus Afrika zurückkam, beeilte sich, ihn mit folgendem Brocken abzuspeisen: „Aber Valentin! hab' doch nicht ein so großes Maul und thu' nicht, als wenn Du einer von Lügow's wilden Jägern gewesen wärst; denn wie wir damals mit dem Jean Philipp bewaffnet nach Oggersheim gezogen sind, um dem Dr. Siebenpfeiffer die von der Polizei ungefänglich versiegelte Presse des „Westboten“ wieder frei zu machen, da warst Du auf einmal ganz verschwunden. Der Jean Philipp will eben erst wissen, auf wen er zählen kann, wenn's losgeht.“ „Ich möcht' doch jetzt auch fragen, ob es gewiß wahr ist, daß der junge Becker da den Reichen ihre Sach' nehmen und es unter die Armen vertheilen will“, frug nun etwas zaghaft ein armer Strumpfwirler. Doch rasch antwortete diesem mein Vetter Sch., ein Silberschmied, der Juwelier genannt wurde, im Tone eines Bestunterrichteten: „Schwäg' doch kein' Lohkäs! wenn der Jean Philipp hätte das thun wollen, so hätt' er es gewiß gethan, als er im Frühjahr Chef der Sicherheitsgard', d. h. eigentlich Kriegsminister der zehntägigen Republik Frankenthal war; er will jetzt nur die Fürsten, hm, hm — schröpfen, ich hätt' schier gesagt: köpfen.“ (Von dieser „Republik“ Näheres in einem andern Bild.) Nun rief Bierbrauer Goldmann (in neuerer Zeit Herausgeber eines demokratischen Volksblatts in Worms und Festdichter bei der Enthüllung des Lutherdenkmals), wie gewöhnlich in Reimen witzelnd, aus: „Ach, laßt doch das Ding endlich gut sein!

Denn unser schlauer Becker  
Ist ja ein feiner Schlecker;  
Drum thut's ihn auch nur dürsten  
Nach Edelblut der Fürsten.“

Alles lachte und rief Dacapo. Die Fortsetzung ließ nicht lange auf sich warten. Doch war es jetzt mit dem revolutionären Ernst, so weit er vorhanden gewesen, für diesen Abend vorbei, der, Dank der Wirkung des Rieslingweins, ungebundenster Heiterkeit Platz gemacht hatte. Zwar wurde noch viel und heftig debattirt und disputirt; im Geiste wurden alle Grenzpfähle ausgegriffen, alle Zollschranken zusammengeschnitten und vor Allem über das altbayerische Knödelthum schlechte Witze geriffen, bis endlich die Mitternachtsstunde herangefommen und die Gesellschaft bis auf etwa sechs der Durstigsten und Lustigsten zusammengeschnitten war. Diese hatten zwar zu ihrem längern Bleiben den schönen Vorwand für sich: doch noch ein ernstes Wort über die bevorstehende Revolution allein mit einander zu reden; aber die Pfälzer können sich nicht ruhig besprechen; darum war es bald so stürmisch, als wären sechs schwere Wetter zusammengestoßen. Weder Thron noch Altar blieb stehen und im Nu waren alle fürstlichen Heere zu Kraut zusammengehanen. Doch der Siebente von der schrecklichen Bande, der wackre stets revolutionäre Wein, trieb nachträglich als wahrhaftigster Schalk sein frevelhaftes Spiel; denn unter seiner Inspiration hatten die andern sechs sich feierlich in die Hände geschworen: von nun an — die Revolution zu beginnen? — o nein! — sich die Schnurrhärte wachsen zu lassen. Und das war wahrlich ein überaus kühnes Vorhaben, weil ein Civilist sich damit zu jener Zeit der Gefahr aussetzte, von Soldaten, die ja allein das Privilegium des Schnurrbarttragens gehabt, selbst das halbwichsigste Schnauzen hinweggelächzt zu bekommen, oder mindestens von einem Grenz-

posten arreirt und auf die Wache geführt zu werden, um sich dort glatt rasiren und eventuell auch des Hambacher-Huts berauben zu lassen. Darum scheiterten auch, ob dieses verwegenen Unternehmens, alle meine Versuche, das Gespräch wieder auf die Anwesenheit des Herrn Mollitor zu bringen, denn neben der Schnauzbartheldenhaftig- und Grausenhaftigkeit war jetzt allen der fürchterliche Demagogenwolf zum zahmsten Häslein zusammengeschrumpft. Man sagte sich gute Nacht, um sich des nächsten Tages mit den ersten Sprossen des Schnurrbarts wiederzusehen.

Als ich nun allein nach Hause gewandelt, meinen Gedanken Audienz gegeben, empfand ich recht bitter, daß der schelmische Wein gerade mir an diesem Abend den boshaftesten Schabernack gespielt, daß er mich direkt in den Razenjammer gestoßen, ohne mich vorher durch seine üblichen göttlichen Verauschungsfähigkeiten entschädigt zu haben. Doch nein! es war nicht die Unterlassungssünde des immer lustigen Sorgenbrechers, sondern die reinste Furcht vor den Fangzähnen des Demagogenwolfs, die mich so nüchtern gehalten und mir dennoch das Herz, so schwer und den Kopf so schwül gemacht, ja die sich noch, mich um den Schlaf betrügend, in großer Zudringlichkeit in's Bett mit mir legte. Und dieser seelezwirkende „Kater“ wollte mich sobald nicht verlassen, denn jemehr ich die Frage der so schnellen Wiederankunft Mollitors untersuchte, desto sicherer erschien mir sein Besuch als mir geltend, da ich sonst in der Stadt keinen genügend Kompromittirten zu entdecken vermochte. Allerdings hatte mich jüngst dieser Spezialkommissarius aller Anklage enthoben und auf freien Fuß gesetzt; allein ich hatte ein zu böses, oder richtiger bezeichnet, ein zu gutes Gewissen, d. h. das Bewußtsein, weit über die hohe obrigkeitliche Bewilligung und die gesetzliche Erlaubniß hinaus das allgemeine Wohl erstrebt zu haben, und zwar in Fällen, die bis dahin noch keiner gerichtlichen Untersuchung gewürdigt waren. Die bisherigen gerichtlichen Schritte

gegen mich hatten nur meiner als hochverrätherisch bezeichneten Rede auf dem Hambacher Fest gegolten, und wenn ich mich auch ob diesen Falles jeder weitem Verfolgung enthoben betrachtete, so mußte ich mir unter bewandten Umständen um so mehr eine Reihe von Fragen vorlegen. Ich fragte mich also: ist's vielleicht den Gerechtigkeitswächtern zu Ohren gekommen, daß der Professor R. von Dürheim, der eben Baden, Hessen, Nassau, Frankfurt, Franken und Württemberg zur Anknüpfung aller revolutionären Fäden, behufs gemeinsamen Vorschlagens bereiste, mich vor Kurzem besucht hat? Oder ist etwas darüber laut geworden, daß der Kaufmann K. aus Wunsiedel, der zum gleichen Zwecke in Süddeutschland die Kunde machte, sich auf einem längern einsamen Spaziergange mit mir verständigt hat? Oder ob es wohl schon verrathen wurde, daß ich erst vor acht Tagen mit einigen Freunden von Frankenthal und Worms mit v. Iykeim und dem Advokaten Morgenstern in Mannheim in derselben Angelegenheit eine geheime Besprechung gehabt? Oder haben vielleicht die königlichen und bundestäglichen Polizeispürnasen von meinen revolutionären Vereinbarungen mit der geschäftsführenden Burschenschaft (damals in Erlangen) Lunte gerochen? Oder hat die Staatsanwaltschaft nachträglich Indizien über die Befreiung Jakob Benedey's aus dem Frankenthaler Kantonsgefängniß erpüht? Oder sind gar inzwischen dem scharfsinnigen Untersuchungskommissär die Augen aufgegangen, daß ich ihn mit meiner „Dummheit“ und „Unbedeutbarkeit“ bei den ersten Verhören schelmisch hinter's Picht geführt und er nun um so grimmiger auf mich losgehen werde? Meine Besorgniß über den letzten Punkt war um so größer, als ich ja seither unvorsichtig genug gewesen war, mir durch weitere öffentliche Handlungen, besonders meine Aufsätze im „Westboten“, eine höhere Bedeutung zu geben, als sie Herr Mollitor nach seiner ersten Bekanntschaft mit mir vermuthen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D. . . P. . .

Es gibt wohl kaum eine andere Epoche in der Weltgeschichte, die so reich an dramatischen Begebenheiten ist als die französische Revolution, und die Episode, welche wir hier, nach den Mittheilungen eines Augenzeugen, wiederzuerzählen versuchen, ist vielleicht keine der uninteressantesten jenes großen historischen Dramas.

Man schrieb den 9. August des Jahres 1792. Ludwig der Sechzehnte war ein Gefangener in seinem eigenen Palaste und kaum dem Namen nach noch Herrscher; das Volk diktirte seine Gesetze in den Klubs und die Revolution eilte mit Riesenschritten vorwärts. Die gesetzgebende Versammlung, der das Riesenwerk über den Kopf zu wachsen begann, fing an, sich zu fürchten; sie versuchte, dem reißenden Strom Dämme entgegenzusetzen und bemühte sich vergebens, eine Bewegung zu beschranken, die sie nicht zu beherrschen vermochte. Die Absetzung des Königs wurde in den Volksversammlungen beschlossen und in den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers verweigert; die Emigranten besaßen außer ihrer wenig gefährlichen Armee bei Koblenz noch eine zweite, geheime in Paris, deren Waffe der Verrath war. Unsere (die französischen) Soldaten wichen, unsere Generale schwankten unentschlossen, kurz, der Augenblick war gekommen, wo die entscheidende Schlacht zwischen dem Königthume und dem Volke begann, in welcher der Besiegte sich nicht wieder erheben sollte.

Ganz Paris war in zwei Lager getheilt, der König hatte Verbündete in der Nationalgarde, das Volk besaß Freunde unter der Leibgarde des Königs; von einem Ende der Hauptstadt zum andern grollte das Gewitter des Aufruhrs in dumpfen Schlägen und die „Marseillaise“ ertönte wie sein hundertfältig wiederhallender Donner.

Es war zehn Uhr Abends; in allen Straßen wurde der Kappel geschlagen und aus allen Häusern eilten bewaffnete Männer ihren Sektionen zu. Es herrschte eine allgemeine Auf-

regung unter diesen auf- und abwogenden Massen; Leute, die sich niemals gesehen hatten, begrüßten sich wie alte Bekannte, drückten sich die Hände und riefen einander zu: „Auf baldiges Wiedersehen!“ Hier versöhnten sich zwei geschworne Feinde unter der Fahne ihrer Sektion; dort trennten sich zwei, noch gestern innig verbundene Freunde als unveröhnliche Gegner.

Vor Allem war es die Straße St. Honoré, in der sich die Menge immer dichter zusammendrängte; es bildeten sich erregte Gruppen, in deren Mitte vollstümliche Redner die Begeisterung anfeuerten, aber bald vereinigten sich all diese vereinzelt Gruppen und verschmolzen zu einem dichten Kreise; alle Redner schwiegen, um einem Manne zuzuhören, der, die Flinte in der Hand, auf die Stufen eines Palastes gestiegen war, den man jetzt vergeblich suchen würde, denn der Zorn des Volkes hat dort gehaust und hat nur Trümmer übrig gelassen, auf denen sich eine ärmliche Hütte erhebt.

Jener Mann, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, war eine hünenhafte Erscheinung, mit reichem, wallendem Haar, das wie die Mähne eines Löwen über seine Schultern hing, und mit blitzenden Augen. Seine Stimme, die geschaffen schien, um das Getöse des Aufruhrs zu beherrschen, war stark und männlich, wie die Stimme des Volkes; seine Gedanken waren von einer großartigen Logik des Augenblicks, wie die Gedanken des Volkes; sein Urtheil schnell, logisch, brutal und freimüthig, wie das Urtheil des Volkes. Dieser Mann war eine vollkommen begabte Organisation; er besaß sowohl Beredtsamkeit, um zu überzeugen, als physische Kraft, um zu bezwingen; er führte zwei allmächtige Waffen: das Wort gegen die schönrednerischen Stützen der Aristokratie, und eine Keule gegen ihre Menehalmörder. Seine hohe Stirne war tief gesurcht, wie die Stirne des Volks durch die Geißel der Tyrannen; sein Antlitz trug das Gepräge der Kraft

wie der Sanftmuth, der Rache wie der Leidenschaft; er war wunderbar häßlich und doch von einer erhabenen Schönheit. Es war der Mann der Revolution, der Freund des Volkes, es war Danton, jener eiserne Koloß, den der Aufstand gegen den Thron schleuderte, daß dieser zusammenbrach.

Er ließ seine gebietenden Blicke über die Menge schweifen, den Bekannten freundlich zulächelnd, die Fremden mit forschendem Auge durchbohrend; ein tiefes Schweigen, der Vorbote des Sturmes, lagerte über dieser Menge; jedes Antlitz lauschte gespannt, jede Hand umkrampfte die Waffe, als Danton zu sprechen begann:

„Hören wir auf, Bürger, uns auf die Gesetze und die Gesetzgeber zu berufen. Die Gesetze haben nicht vermocht, unzählige Greuelthaten zu verhindern, und die Gesetzgeber waren zum größten Theil Theilnehmer derselben. Heute soll sich die Oberherrschaft des Volkes unter Blitz und Donner verkünden und die Macht, die das Volk ergreifen wird, wird es auch zu bewahren wissen. Vorwärts! vorwärts! damit wir der Schande entgehen, das Joch der Fremdherrschaft extragen zu müssen. In den Grenzen des Vaterlandes wird der Kampf minder schrecklich, minder entscheidend sein, als die Schlacht, die wir hier liefern müssen. Auf! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Dieser letzte Ruf wurde von der Menge wiederholt, ein brausendes Hurrahgeschrei folgte ihm, und diese wogende Menschenmasse erhob sich wie die empörten Wellen bei dem Tosen des Sturmes. Sie drängte nach den Sektionen, nach dem Klub der Cordeliers, und vor der Thür des alten Palastes blieb nur Danton zurück, der sich erschöpft den Schweiß von der Stirn trocknete, und ein junger, elegant gekleideter Mann, der, ehrerbietig sein Haupt vor dem Volkstribun entblößend, zu ihm mit bewegter Stimme sagte:

„Danton, Sie sind um einen Soldaten reicher geworden!“

„Sie hier!“ rief der Tribun, „Sie, Friedrich von Blainval? Ich glaubte, Sie seien in Koblenz?“\*)

„Glauben Sie denn,“ entgegnete der junge Mann bitter, „daß das Herz eines Kavallerie-Offiziers nicht ebenso heiß für das Vaterland und die Freiheit schlagen kann, als das Herz eines Advokaten aus Arcis-sur-Aube? Sie verkennen mich, Danton. Aber wenn es eines Beweises bedarf, um Sie meiner Gesinnungen zu versichern, so soll er Ihnen seiner Zeit nicht fehlen. In der Stunde der Gefahr werde ich an Ihrer Seite sein, aber für jetzt muß ich in dieses Haus.“

„In dieses Haus? Wissen Sie nicht, daß es einem gewissen Marquis von Carville gehört, dessen Sohn früher in Ihrem Regimente diente und jetzt im Auslande weilt? Der Marquis selbst ist ein ergebener Diener des Tyrannen; dieses Haus ist mit einem rothen Kreuze gezeichnet.“

„Danton! Der Marquis ist ein Greis, der Niemandem mehr schaden kann, und seine Tochter ist noch ein Kind, das überall nur Opfer, aber nirgends Feinde sieht.“

„Hat denn die Liebe zu einem Weibe Platz neben der Liebe zum Vaterlande?“ sagte Danton ernst. „Eine muß die andere ersticken. Hören Sie mich, Friedrich! Das Volk ist aufs äußerste erbittert, es wird erbarmungslos nach seinem Siege sein; wollen Sie, daß man die Bitten des jungen Mädchens erhört, das Sie lieben, so seien Sie heute Nacht nicht taub für den Ruf der Sturmglöcke. — Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte der junge Mann, indem er die Hand des Tribuns drückte.

Danton entfernte sich mit langsamen Schritten, und Friedrich zog heftig die Klingel an der Thür des Palastes. Ein alter Portier wechselte durch das Fenster der Loge einige Worte mit dem Ex-Rittmeister, ehe er ihn einließ, und verschloß dann eilig die Thüre hinter ihm. Friedrich bemerkte sogleich, daß der Lärm

\*) In Koblenz war das Hauptquartier der französischen Emigranten, die in ihr Vaterland einfallen wollten, oder richtiger, schon eingefallen waren, denn das berühmte Braunschweiger Manifest war wenige Tage vor dem Zeitpunkt, in welchem diese Geschichte spielt, erlassen worden. Der Tuileriensturm war die Antwort des französischen Volks.

und die Aufregung außerhalb des Hauses ein Echo im Innern desselben gefunden hatten; die sonst so strenge Etiquette war entflohen, er fand keinen einzigen Diener, um sich anmelden zu lassen, er begegnete Niemandem in den Vorzimmern, und gelangte endlich unbemerkt in den Salon, in dem sich soeben eine sonderbare Scene abspielte.

Der Marquis von Carville war früher Rittmeister in einem Kavallerie-Regimente gewesen, bald aber war er seines Dienstes überdrüssig geworden, hatte seine Charge verkauft, um sich einen Kammerherrnschlüssel dafür zu kaufen und hatte nur einen ganz harmlosen Degen, eine Gala-Uniform und zwei jungfräuliche, nie vom Pulverdampf der Kanonen geschwärzte Epauletten als Andenken seiner militärischen Laufbahn zurückbehalten. Als Vollblutaristokrat hatte der alte Marquis die Deputirten des Adels bitter getadelt, die im Jahre der Gnade 1789 in die Ständeversammlung eingetreten waren, und schmolend hatte er sich in sein Hotel in der Straße St. Honoré zurückgezogen. Er emigrierte nicht, weil das Alter sein Blut abgekühlt hatte, und weil er an seinen häuslichen Gewohnheiten und an seiner Stellung als Kammerherr hing; aber er schickte seinen Sohn zu dem Heere der Prinzen und wartete dann in aller Ruhe, bis der Herzog von Braunschweig kommen werde, um den empörten Pöbel zur Raison zu bringen und den König zu befreien.

Dieser arme Marquis liebte es, das Wort Ludwigs des Bierzehnten zu citiren: „Der Staat bin ich!“, und hatte keine Ahnung davon, daß das Volk dieses Wort ausgelöscht und an seiner Statt zu Häupten einer Konstitution geschrieben hatte: „Der Staat sind wir!“

Als er an diesem Abende zu seinem Erstaunen den Rappel schlagen hörte, klingelte er einem Diener, um zu erfahren, was es gäbe. Der Diener hatte dem Herrn Marquis berichtet, daß das Volk gegen die Tuilerien marschire, und Herr von Carville, der auf dem Gesichte seines Lakaien eine unverfälschte Freude zu lesen glaubte, nannte ihn einen Schurken und jagte ihn fort. Der „Schurke“ ging und murmelte eine Drohung zwischen den Zähnen.

Durch diesen Akt der Selbstherrlichkeit höchlichst befriedigt, legte der Marquis seine Rittmeister-Uniform an, nahm den Degen zur Hand und erklärte, daß er an der Seite seines Königs sterben wolle.

Aber seine Tochter Marie, eine zarte, liebliche Blume, flehte ihn an, für sie zu leben und sie nicht zu verlassen; und in dem Augenblicke, wo sie, aufgelöst in Thränen, zu den Füßen des unerbittlichen Rittmeisters lag, erschien Friedrich von Blainval auf der Schwelle.

„Friedrich!“ rief das junge Mädchen, „Friedrich, kommen Sie, helfen Sie mir meinen Vater zurückhalten, der im Schlosse seinen Tod suchen will.“

„Das Schloß ist noch gar nicht angegriffen,“ antwortete Friedrich ruhig.

„Und außerdem“, sagte der alte Marquis beschwichtigend zu seiner Tochter, „werden die Schweizer leicht mit jenem Pöbel fertig werden, der nicht einmal einen Anführer hat.“

„Sie irren sich, Herr Marquis!“ rief Friedrich mit blitzenden Augen; „das Volk gehorcht dem besten General der Neuzeit.“

„Das wäre? ... Wie heißt der Mann?“

„Die Marseillaise!“

„Wie? dieser Kannibalenfang ... dieser ...“ stammelte der alte Mann ingrimmig.

Friedrich sah mit Mitleid auf ihn. Er begriff, daß Alles, was er sagen könnte, nur die Aufregung des Greises vermehren müsse; Marie sah ihn mit flehenden Blicken an — draußen war Alles still geworden, kein Laut drang mehr von der Straße herauf — so ergriff er den Ausweg einer Nothlüge.

„Bleiben Sie, Herr Marquis,“ sagte er, zu diesem gewandt, der sich zum Gehen rüstete, „es ist keine Gefahr für den König vorhanden. Der Aufruhr war freilich in vollem Gange, aber der General Mandat hat ihn gänzlich niedergeworfen; die Straße ist übrigens durch Nationalgarden vom Bataillon St. Thomas besetzt, die Ordre haben, Niemand durchzulassen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Deutschlands ältester Geschichte.

Victor Hugo sagte einmal, wenn man die heutigen Kulturländer mit denen des Alterthums vergleiche, könne Deutschland füglich mit Indien zusammengestellt werden. Es sind verschiedene richtige Gesichtspunkte, die bei diesem Vergleich zur Geltung kommen. Indien wie Deutschland ist von jeher der Sitz eines großen Volkes gewesen ohne einen großen Staat. Beide Nationen haben ihre politische Kraft meist in zahlreichen kleinlichen Bildungen zersplittert. Ein übergreifendes Großkönigthum hat hier wie dort zuweilen mit Glanz dominiert, ist aber nie zu dauernder, solider Zusammenfassung der Einzelstämme gekommen. Die Einheit war eine wesentlich literarische und philosophische. Und welche Ähnlichkeit in der Literatur und Philosophie Indiens und Deutschlands! Gemüthvolle Formlosigkeit und tief sinnige Nebelei hier wie dort, und zwar viel stärker und ausschließender als bei allen konkurrierenden Völkern — nur der Vorzug weit größerer Originalität und Produktivität auf Seiten Indiens. Demgemäß hier wie dort eine mangelhafte Gestaltungskraft in Bezug auf die Formen der Kunst, sobald dieselbe ihre Kindheit hinter sich läßt, und eine traurige Abhängigkeit des Gemeinwesens, sobald dasselbe mit kräftigen fremden Staatskörpern in Berührung kommt. Aber in beiden Ländern auch der Trost einer durch uralte Erinnerungen frisch erhaltenen Volkskraft, die an Rhein und Elbe so gut wie an Indus und Ganges das Beste für die Nation noch von der Zukunft erhoffen läßt.

Mehr als durch dies Alles hat sich Victor Hugo jedoch bei seinem Vergleich dadurch bestimmen lassen, daß beide Länder — nach seiner Meinung — Völkermütter sind, deren Sendlinge den umliegenden Nationen Entstehung oder Verjüngung gegeben und ihnen damit eine gewisse Abhängigkeit des Nationalcharakters von dem der alten gemeinsamen Heimath verliehen haben. Für Indien mag die Richtigkeit dieser Anschauung dahingestellt bleiben; für Deutschland trifft sie jedenfalls zu, denn, wie bekannt, sind wirklich in der Völkerwanderung nicht nur die Engländer und Niederländer als neue Völker von Deutschland ausgezogen — wie dies etwas früher, nach eigener nordischer Ueberlieferung, die Scandinavier gethan hatten — sondern auch die Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiener haben damals durch germanische Einwanderer ihre selbstständige Absonderung als lebenskräftige Stämme aus der breiartigen Masse des verwesenden Römerthums erlangt — nicht zu gedenken der schwer bestimmbar germanischen Elemente, die in den Ostländern bis zum Schwarzen Meere von einer zeitweiligen deutschen Occupation dieser Gegenden her sitzen geblieben sind. Gewiß mit Recht hat der geistreiche Franzose auf diese Stellung Deutschlands als Völkerwiege als auf einen charakteristischen Zug Nachdruck gelegt. Unser Vaterland erscheint dabei ein wenig als europäische Kinderstube, und das kennzeichnet ja unsere geistige Atmosphäre ganz trefflich, und zwar auch in ihren Vorzügen. Es ist gewiß ein Ruhm, der uns damit zu Theil wird. In unserer bescheidenen Zeit vor hundert Jahren hat uns Klopstock gerade an diese Dinge erinnert, wenn er uns Stolz einflößen wollte.

Dieser allerdings sehr eigenartige Ruhm — eigenartig, weil man bei ernster Ueberlegung des Sachverhalts leicht auf die Meinung kommen könnte, wir hätten uns vor anderthalb tausend Jahren zu Gunsten unserer Sendlinge so ziemlich ausgeschöpft, und der beste Theil altgermanischer Nationalkraft sei mit jenen Angeln, Sachsen, Franken, Gothen, Longobarden und Burgundern über die Grenze gegangen — nur die verhältnißmäßige Crapüle sei daheim geblieben und hätte uns edlen Neudeutschen ihre Art vererbt — dieser Ruhm also wird nun noch gewaltig erhöht durch neue Forschungen auf dem Gebiet der Urgeschichte, durch welche es sich ergibt, daß schon mindestens etwa zweitausend Jahre vor der bekannten Völkerwanderung, also etwa viertehalb tausend Jahre vor der Gegenwart, unser Deutschland eine ähnelnde, noch großartigere Völkermasse in's Weite gesandt hat, der die Hellenen, Arnanen, Römer, Kelten, Briten, Gaelen, Litthauer, Russen, Polen — kurz alle außerdeutsche Indogermanen Europa's

ihre Herkunft verdanken, und von der man nur deshalb bis jetzt noch nichts gewußt hat, weil zu ihrer Zeit keiner der Betheiligten der Schreibekunst mächtig war, sodaß erst die gelehrte Forschung unserer Tage diesen verschollenen Nationalruhm wie einen versenkten Nibelungenschatz mühsam heben mußte.

Man wirft uns Sozialdemokraten vor, daß wir schlechte Patrioten sind und nichts auf die „Gloire“ unseres Vaterlandes geben. Diesen Vorwurf, ebenso albern wie die andern, welche man gegen uns zu schleudern pflegt, wollen wir auch in den folgenden Zeilen durch die That widerlegen, indem wir früher als irgend ein anderes populäres Blatt unsern Lesern von der neuesten, ungeahnten Vermehrung unserer vaterländischen Ehren Bericht abstaten. Wenn es sich schließlich zeigen sollte, daß Deutschlands ältester Ruhm ein demokratischer ist — nun, wir werden darum doch nicht schlechtere Patrioten heißen sollen?

Zunächst drängt sich die Frage auf: Woher weiß man denn jetzt etwas von diesen lang vergessenen Dingen? Es ist das ermöglicht durch die Sprachwissenschaft, welche aus der Vergleichung der Sprachen auf deren Geschichte, aus dieser auf die Geschichte der Völker Schlüsse macht, die uns zwar nie über alte Könige, Kriege und Staatsverträge etwas aufdecken können, wohl aber über das eigentlich Wesentliche der Geschichte, über die Kultur alter Völker beim Anfang ihres selbstständigen Daseins, und über die Reihenfolge, nach der sich verschiedene Kulturzustände aus einander entwickelt haben; zuweilen — wie im vorliegenden Falle — auch über die Lokalität des Vorgangs. Die Anwendung solcher Forschung auf die europäischen Sprachen mit dem angegebenen Resultat ist gemacht von August Fick, nunmehr Professor in Göttingen, in seinem schon 1873 erschienenen Werke: „Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas“, dem ein Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache 1868 vorausgegangen war.

Die Methode bei diesen Untersuchungen ist folgende: Durch die Beobachtung der nachweisbaren gesetzmäßigen Umgestaltung der Laute in den Worten schriftlich fixirter Sprachen, die sich durch eine Reihe von Jahrhunderten kontrolliren lassen, verglichen mit der Beobachtung der physiologischen Sprechthätigkeit, ist man zur Kenntniß der Gesetze gelangt, nach denen sich überhaupt Worte mit der Zeit umgestalten können — wenigstens im Munde der indogermanischen Menschheit. Mit Hilfe dieser Gesetze hat man dann die Herleitung aller indogermanischen Sprachen aus einer gemeinsamen Muttersprache erkannt, sowie mit ungefährender Genauigkeit den Wortschatz, den diese Muttersprache vor ihrer Auflösung besessen haben muß. Leitet z. B. eine indische Vokabel sich nach den Gesetzen der Lautentwicklung offenbar von derselben alten Wortform her, aus der auch eine deutsche Vokabel unter Einwirkung anderer physiologischer Momente nach denselben Gesetzen entstanden sein muß, so ist klar, daß die fragliche Wortform uns eine Vokabel der verschollenen Ursprache darstellt. Die Bedeutung läßt sich meist aus der Vergleichung der Bedeutungen der beiden abgeleiteten Vokabeln unter Anwendung sehr einfacher psychologischer Gesetze mit Sicherheit schließen. So bekommen wir die Begriffe zu kennen, mit denen das Denken des Urvolkes arbeitete, und diese zeigen uns deutlich den Kulturstand, der vor der Völkertrennung erreicht war. Es bleibt dabei die Gefahr, ein unvollständiges Bild zu gewinnen; denn da nur wenige alte Vokabeln sich in allen Tochtersprachen erhalten haben, die meisten in einigen verschollen sind, so liegt die Annahme nahe, daß manche sich nur in einer, wenn überhaupt, erhalten haben, und also keinen Schluß auf ihren alten Ursprung mehr zulassen. Die Gefahr, falsche Züge in das Bild zu bekommen, ist dagegen ziemlich ausgeschlossen, da eine täuschende Gleichbildung neuer Vokabeln in Schwestersprachen nur da kein wunderbarer, und also schwerlich wirklicher Zufall wäre, wo sie sich durch die Natur der gemeinsamen Grundsprache von selbst als Konsequenz aufdrängt. Vor solchen Fällen hütet sich aber ein vorsichtiger Philologe und wird durch solche Trugbilder schwerlich getäuscht. Ein Beispiel

mag das verdeutlichen. Ein bekannter Held der hellenischen Sage heißt Eteokles, eigentlich Eteoklees, ein sagenhafter Fürst des alten Indiens Satyagravas — beide Namen führen streng gesetzmäßig auf dasselbe ursprüngliche Wort zurück: Satyagravas, d. h. Aechtruhm, also auf einen sehr passenden Namen für einen alten Heros. Genügt das nun zu dem Schlusse, das Urvolk habe sicherlich einen Helden Satyagravas gekannt? Durchaus nicht; denn sowohl im Griechischen, wie im Indischen sind die Theile des Kompositums, hier eteos und kleos, dort satya und gravas als verständliche Vokabeln mit alter Bedeutung vorhanden, bei beiden Völkern konnte man leicht auf den Einfall kommen, einen Sagenhelden Aechtruhm zu nennen, und dann ergab sich hier wie dort eine Wortbildung, die auf dieselbe ursprüngliche Form deuten mußte, ohne ihr wirklich zu entstammen. Mithin ist das Vorhandensein eines Helden Satyagravas in der Mythe des Urvolks zwar möglich, aber keineswegs erwiesen. Wenn wir nun aber im Lateinischen ein Wort Venus, als Namen der Göttin des Liebreizes finden, und im Sanskrit das entsprechende Wort vanaś mit der Bedeutung Liebreiz, so ist evident, daß dieses Wort in der Ursprache, in der es ebenfalls vanaś lautet, schon existirt und Liebreiz bedeutet hat, da es ein sehr sonderbarer Zufall wäre, wenn Indier und Italiker selbständig ein Wort für Liebreiz geformt und unter den zahlreichen Bildungsmöglichkeiten, die ihnen die Ursprache bot, beide genau auf dieselbe verfallen wären.

Es liegt der Einwand nahe, daß ja Indier und Italiker nach ihrer Ablösung vom Urvolke noch eine Zeitlang gemeinsam als ein Theilvolk hätten bestehen und das fragliche Wort in dieser Periode ausbilden können. Vanaś und seine Umgestaltungen finden sich wirklich nur bei diesen Völkern — wir Deutsche haben zwar auch den Wahn, d. h. ursprünglich Wunschbild, und haben denselben, ganz wie Römer ihre Venus, mythologisch personifizirt, sogar doppelt, als Jüngling und Jungfrau — bekannt unter den nordischen Namen Freyr und Freyja — aber dies Wort Wahn stimmt in der Bedeutung nicht genau, läßt nicht mit Sicherheit erkennen, ob es dem ursprünglichen vanaś entspricht (die Endung ist zweifelhaft) und kann sehr wohl eine selbständige Bildung aus demselben Wurzelworte, dem Verbum van, wünschen oder begehren, sein. Damit ist die Frage nach dem Stammbaum der Sprachen und ihrer Trägerstämme aufgeworfen. Sie ist offenbar viel komplizirter als die nach dem Zustande des Urvolks, und noch keineswegs erledigt. Zu ihrer Beantwortung liefert eben die Fidsche Schrift einen interessanten Beitrag, zunächst anknüpfend an eine Polemik gegen die Schrift eines Fachgenossen über dasselbe Thema. Wer die Fidsche Beweisführung prüfen will, wird dies bei Vornahme seines Buches mit Bequemlichkeit und Genuß thun können; hier genügt es, die Resultate kurz wiederzugeben.

Das indogermanische Urvolk — so belehrt uns Fid — hat sich in Sigen, deren Lokal ganz unbestimmt bleibt — vor etwa viertausend Jahren mindestens, wahrscheinlich noch bedeutend früher — in zwei Hauptmassen gesondert, die zunächst jede Fühlung mit einander verloren haben. Von der einen derselben stammen die Indier, Iranier und Armenier, von der anderen die sämtlichen Kulturvölker des heutigen Europa, mit Ausnahme der Magyaren und Osmanen. Die erstere Masse, deren alter gemeinsamer Volksname sich erhalten hat, die Aryer, hatten nach der Trennung ihren Sitz gewiß in Asien — ob in Nordindien, wie Victor Hugo in seiner oben erwähnten Auslassung annimmt (wo er sich diese Gegend als Ausgangspunkt der indogermanischen Menschheit überhaupt denkt), bleibt sehr fraglich. Die zweite Masse saß — das beweisen die ihren Tochtervölkern gemeinsamen, aber den Aryern gegenüber besonderen Vokabeln — im gemäßigten Mitteleuropa zwischen Meer und Alpen. Beide große Volksmassen haben sich schon in alter Zeit mit ihren vorgeschobenen Sendeschwärmern nach langer Trennung wieder berührt: von den Aryern waren jene Sauromaten und Skythen ausgegangen, die bereits um 650 v. Chr. vom Kaspisee her sich in Südrußland festgesetzt hatten und dort um 510 v. Chr. den berühmten Freiheitskampf gegen die Heere des großen asiatisch-arischen Despoten Darius I. bestanden; von dem europäischen Mittelvolke waren

jene Phryger Kleasiens südöstliche Ausläufer, die uns bereits in der homerischen Sagenwelt, also mindestens um 1000 v. Chr., als Anfässige der Taurushalbinsel erscheinen. Für das Ausgangsland dieser europäischen Völkergruppe wird nun dadurch eine bestimmtere Grenze gewonnen, daß die Buche nach Ausweis der Sprache in ihm ein auffälliger Baum gewesen sein muß, und daß ihr Land eine Seeküste gehabt haben muß. Die Buche hat nun die Ostgrenze ihrer Verbreitung als Waldbaum von Danzig bis zum Asow'schen Meer, ihre Nordgrenze als Waldbaum im südlichsten Skandinavien. Die Küste des Mittelmeeres in dem so gewonnenen Abschnitt von Europa bleibt außer Frage, theils weil der gemeinsame europäische Wortschatz nicht auf diese Länder deutet, theils weil die ältesten historischen Erinnerungen der Hellenen noch auf die Einwanderung von Norden hinweisen.\*) Die atlantische Küste von Danzig westwärts kann also als Küste des fraglichen Landes gelten, und zwar zunächst vielleicht bis Bordeaux, wo noch in historischer Zeit die nichtindogermanische Bevölkerung Südwesteuropas begann, deren Rest die Basken sind. Aber dies Gebiet wird noch beschränkt durch folgende Wahrnehmung: Die europäischen Indogermanen spalten sich wie das Urvolk zunächst in zwei Theile, die eine Zeitlang getrennt von einander, doch ohne weitere Unterspaltung als zwei Völker bestanden haben, eine südwestliche und eine nordöstliche Nation. Von einer trennenden fremden Völkermasse zwischen beiden ist keine Spur vorhanden, so daß die Annahme wahrscheinlich ist, beide Theile seien auf dem gemeinsamen alten Heimathboden in Zweifspalt gerathen und hätten sich durch verschiedenartige Lebensweise, Einrichtungen u. s. w. allmählig entfremdet und dann nach verschiedenen Seiten ausgebreitet. Danach würde die Grenzlinie beider Theile die alte Heimath durchziehen. Diese Grenze geht nun bei Beginn der historischen Zeit, d. h. für Mitteleuropa etwa 50 v. Chr., von der Rheimmündung durch die heutigen Lande: Niederland, Rheinprovinz, Hessen, bayrisch Franken und dann auf Erzgebirge, Sudeten und Karpathen weiter. Da um diese Zeit der nördliche Stamm gegen den südlichen im beginnenden Vordringen erscheint, ist es klar, daß die Scheidelinie, wenigstens im westlichen Theile, ursprünglich etwas nördlicher ging. Verschiebt man sie so bis in's Wesergebirge und den Thüringerwald, so läuft sie grade auf der natürlichen Scheide zwischen Ebene und Bergland entlang und erklärt dadurch ein wenig mit die verschiedene Spezialisirung der Ureuropäer in zwei Hauptgruppen. Viel weiter nordöstlich wird man die Grenze nicht hinausschieben dürfen, da ein erster vorübergehender Lichtschimmer, der um 300 v. Chr. auf diese Gegenden fällt, uns die niederelbischen Lande schon vom Nordostvolke besiedelt zeigt und nichts dafür spricht, daß damals schon ein Vordringen desselben gegen Südwest begonnen habe. An beiden Seiten dieser Linie, und zwar das Meer berührend, lag also das fragliche Land. Niederlande, Hannover, Westfalen waren also seine Theile, vielleicht noch Belgien, Rheinprovinz, Hessen, Franken und die Elbländer. Von hier aus haben sich dann einerseits die Ahnen der Briten, Iren, Kelten, Italiker, Ägypter und Hellenen auf die Wanderschaft gemacht, welche sie nach dem Zeugniß der ägyptischen Denkmäler schon vor 1300 v. Chr. bis an die Küsten des jonischen und ägeischen Meeres geführt hatte — andererseits haben sich von hier aus die Germanen zunächst über Nordostdeutschland, Polen und Skandinavien ausgebreitet, und von ihnen haben sich, als ihre nächsten Verwandten, die Lettoslawen nach Osten abgelöst, die Vorfahren unserer Russen, Litthauer, Kurländer, Polen, Czechen, Rumänen, Bulgaren, Serben u. s. w., wahrscheinlich auch der alten Thraker und Geten. Diese ganze Bewegung ist natürlich als eine sehr langsame, schrittweise Völkerwanderung zu fassen, deren letzte Zuckungen mit den ersten Vorläufern der

\*) Höchstens könnte das Küstenland von der Krim bis zur Donau- mündung in Betracht kommen. Dem widerspricht aber das charakteristische Vorkommen der Esche und Linde in dieser Gegend, für welche beiden Bäume kein gemeinsames europäisches Grundwort vorhanden ist. Auch deuten die späteren historischen Ausläufer der fraglichen ureuropäischen Völkerwanderung auf einen viel westlicheren Strahlenpunkt der Bewegung.

historisch bekannten sog. großen Völkerwanderung sich bis zur Ununterscheidbarkeit berühren in den Keltenzügen des 6. bis 3. Säkulums v. Chr. Die ersten Regungen sind gewiß bis gegen 2000 v. Chr. hinaufgeschoben, wenn nicht noch weiter. Der Zustand nationaler Gesamtentwicklung aber, der vorherging, hat nach Obigem in Deutschland stattgefunden — zu dem man geographisch wie ethnologisch ja selbstverständlich die Niederlande rechnen muß, ohne sich dadurch irgendwelches Chauvinismus schuldig zu machen. Deutschland kann also in der That den Ruhm, Völkermutter zu sein, in einem noch viel höheren Grade beanspruchen, als Victor Hugo es zu ahnen vermochte.

Seine Bedeutung erlangt dieser „Ruhm“ aber erst durch die Beobachtung dessen, was der europäische Stamm auf diesem Boden gewonnen oder, falls er den Anlauf dazu schon während des Herzuges aus der unbekanntem Urheimath genommen hatte, was er auf diesem Boden ausgereift und befestigt hat. Darin liegt dann wirklich ein Stück deutscher Kulturgeschichte, und wenn wir „der Väter werth“ werden wollen, sollen wir uns vor allen Dingen bestreben, diese alten Errungenschaften nicht zu vergessen. Wir erkennen sie, indem wir das Bild des indogermanischen Urvolkes mit dem seines Kindes, des europäischen Urvolkes vergleichen. Fik hat diesen Vergleich selbst angestellt und wir folgen ihm, indem wir uns — wie schon geschehen ist — bemühen, einige Züge bestimmter zu fassen und womöglich zu vervollständigen.

Zunächst also unser Urvolk in der unbekanntem Heimath. Mit Affenmenschen haben wir es natürlich auch schon hier nicht mehr zu thun. Die Naturwissenschaft hat uns ja längst darüber belehrt, daß der Entwicklungsgang vom Gorillavetter zum modernen „Kulturmenschen“ sehr viel mehr Zeit brauchte, als nach der vulgären Annahme seit Adam verstrichen sein soll. Ein Volk, wie das fragliche, das vor etwa 5000 oder 6000 Jahren — oder sind es einige Jahrtausende mehr gewesen — seine Eigenart zur Geltung brachte, hatte schon die wahrhafte Kulturarbeit vieler hundert Generationen hinter sich. Das lehrt uns die Geologie und Paläontologie, und das bestätigt im vorliegenden Falle die Philologie auf's Beste. Von einem Jäger- und Fischerleben ist keine Rede mehr. Buntwild und Hase kommen als jagdbare Thiere vor, Wolf und Bär als reizende, von Wasserthieren sind nur Flußkrebs und Muschel zu bemerken. Der geringe Wortvorrath, der sich auf diese Seite des Lebens bezieht, zeigt ihre geringe Bedeutung für jenes Volk.

Die materielle Hauptgrundlage des Lebens ist dagegen die Viehzucht. Das Wort Vieh steht gradezu für Vermögen, wie sich das noch in bekannten lateinischen Worte pecunia, Geld, von pecus, Vieh, nachfühlen läßt. Merkwürdigerweise bedeutet das Wort Paku, Vieh, eigentlich den Fang und zeigt so deutlich, wie die Viehzucht aus der Jagd hervorgegangen ist in einem Lande, in welchem unsere jetzigen Hausthiere ursprünglich als Wild lebten, also wahrscheinlich in Centralasien oder am Kaukasus. Es sind noch heut dieselben Arten, wie schon in jener Zeit: das Stämmige, Staura, das Kind; als Brüllerin, Gau, die Kuh, und als Befruchter, Uksam, der Stier; ferner das Fruchtbare (?), Su, das Schwein; das Ereilende, Akva, das Pferd; das Blöckende (?), Avi, das Schaf; das Bewegliche oder Hüpfende, Aga oder Skaga, die Ziege; das Starke, Kuan, der Hund; das Maulaufsperrende (?), Ghansa, die Gans — nur die Ente, das Huhn und die Kage fehlen. Den Esel erwähnt Fik nicht, doch scheint er vorhanden zu sein (Griechisch Killo = Sanskrit Kharas?). Von der Biene bleibt es ungewiß, ob man sie zog oder sich mit Wildhonig begnügte.

Das Leben dieser Hirten war nun ferner kein schweifendes Nomadenthum, sondern ein ansässiges, inmitten ausgedehnter Weidegebiete, die als Trift mit demselben Worte, Agra, bezeichnet werden, das später zu Ader wird, und andererseits auf das Hervorgehen des Hirtenthums aus dem Jägerleben zurückweist, da es nur durch eine geringe Endungsverschiedenheit von

dem Worte für Jagd, Agrah\*), absteht, das wohl auch Jagdflur bedeutet haben mag. Als man auf der Agrah, Jagdflur, den Fang, Paku, nicht mehr schlachtete, sondern zum Vieh, Paku, machte, da wurde die Agrah zur eigentlich gleichbedeutenden Agra, die sich dann in späteren Jahrhunderten bei fernem Kulturfortschritt die weitere Umdeutung in Saatland mußte gefallen lassen. Ein solches, ein Saatland, hat nun freilich auch unserm Hirtenvolke nicht mehr ganz gefehlt, das zeigt die ursprachliche Verwendung des Wortes Wolf, Barfa, eigentlich Zerreißer, für einen Pflug oder eine Karst, und weniger sicher das Vorhandensein von Ausdrücken für Halmfrucht, Sichel, Zerstampfsel und Zermalnen der Körner und Mehlkuchen. Das Wort Yava, Halmfrucht, steht ähnlich neben Yavasa (?) Futtergras, wie Agra neben Agrah, und deutet ähnlich wie jenes die Entstehung der Naturpflege aus der einfachen Naturbenutzung an. Jedenfalls spielten diese Anfänge des Ackerbaues nur eine Nebenrolle.

Die nährenden Erträge dieser einfachen Wirthschaft nun genos man besonders als Milch, Kochfleisch, Röstfleisch, Fleischbrühe (Yusa, unser modernes Jus) und Mehlkuchen und zwar mit Salz. Daß die Milch als Käse, Butter oder sonstwie verarbeitet wurde, läßt sich erkennen, aber nicht auf welche Weise. Als „geistigen Süßtrank“ statt aller Weine, Biere, Schnäpse, Kaffees, Thees, Chokoladen u. s. w. hatte man den Madhu, unsern alt-ehrwürdigen Meth, der unseren Ahnen so trefflich gemundet hat, daß ihre Nachkommen auf Island wie auf Ceylon ihre Götter sich daran ergötzen ließen, und selbst der Nektar der Hellenen nur ein ästhetisirtes Honigbier ist. Beeren und Baumfrüchte spielten gar keine Rolle — es fehlt ganz an ursprachlichen Bezeichnungen für sie: wir haben es eben nicht mit Kindheitsmenschen auf seligen Inseln à la Tahiti zu thun, sondern mit einem mühegewohnten Volke, das offenbar in einem rauhen, kalten, armen Lande seine mannhafte Kraft geltend macht.

Die Bekleidung besteht aus gewebter Wolle und Thierfellen und wird zusammengenäht. Um die Mitte des Leibes gürtet man sich, die Füße scheinen beschuht zu sein, doch noch nicht mit Leder, das Haupt dagegen unbedeckt; am Halse tragen wenigstens die Frauen und Mädchen einen Schmuck. — Die Wohnung besteht aus behauenen Balken von Fichten, Birken und Weiden und hat ein festes Fundament, Dach, Pfeiler, Kammern, Thüren und einen eingehegten Hofraum. Ställe und Hürden befinden sich in der Nähe. Streu und Polster bieten einige Bequemlichkeit.

Neben der Kunst des Hausbauens erscheint auch schon die des Metallarbeiters, Wagners, Schiffbauers und Töpfers. Doch ist das Fahrzeug nur noch ein geruderter Nachen. Seltsamerweise fehlt der Steinarbeiter — wohl nur ein zufälliger Mangel unserer Uebersetzung. Ebenso fehlt Eisen, während Gold, Silber und Kupfer da sind. Die Art ist da — war sie von Kupfer, so mußte sie sich sehr leicht abnutzen. Sehr wahrscheinlich wurden neben ihr Steinwerkzeuge gebraucht, für die nur der Name in den meisten Sprachen vergessen ist — vielleicht unser Sachs, lat. saxum. Ein von Fik bei seiner Kulturschilderung übergangenes Wort Kankana scheint uns zu beweisen, daß auch schon eine Klingel oder Schelle angefertigt wurde (vgl. Fik, Wörterb. der indog. Grundspr. pag. 25). Töpfe, Kessel und Becken werden gefertigt und mit Henkeln versehen; auch Dreifuß und Dreizack finden sich gleichlautend in entfernten Tochtersprachen, können aber leicht eine täuschende Einheit darstellen, wie die oben angeführten Botabeln Etokles und Satyatravas.

Die Anfänge der Wissenschaft zeigen sich in der Ausbildung des dekadischen Zahlensystems bis hundert, der Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten (Herbst fehlt) und zwölf Monate, und in einem gewiß noch recht rohen Heilverfahren, das wenigstens auf drei Uebel Rücksicht nahm: die Verwundung, die Schwindsucht und die Hautflechte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Nicht anlautendes h ist in der Umschreibung fremder Botabeln stets als Dehnungszeichen gebraucht. Nur bei Eigennamen ist davon Abstand genommen.

## Aus der alten und der neuen Welt.

## Osternorgenträumereien.

Am blauen Himmelsgezelt erhebt sich die Sonne  
Freude verkündend,  
Und bestrahlt die Straßen der Stadt,  
Und beleuchtet die Dächer und blinzt durch die Scheiben  
Und erwecket die schlummernden Menschen;  
In reiner bläulicher Morgenluft  
Schwingen sich auf zwitschernde Vöglein  
Und jauchzen empor zur goldenen Sonne;  
Ernst-feierlich tönt durch die Stille  
Der Kirchenglocken Geläut  
Und ruft zum Gebete die Menschen.  
Die Menschen, sie hören die ernstesten Klänge  
Und lauschen und folgen ihnen;  
Zur Kirche waltet  
Der Menschenstrom, der buntgeschmückte,  
Und Alle sind fröhlich und heiter; nur ich allein  
Wandle traurig und ernst im Menschengewoge:  
Schmerzen durchziehen die Brust  
Und zermartern die Seele.  
Nicht lindert die Qualen der Vögel Gezwitzcher,  
Nicht lindert die Qualen der Glocken Geläut.  
Einsam wandle ich unter den fröhlichen Menschen  
Und schreite weiter und weiter,  
Bis vor die Thore der Stadt.  
Und der erwachenden Natur an die wogende Brust  
Werfe ich mich — träume von glücklichen Tagen  
Vergangener Zeit. —  
Doch wieder durchzuckt es mich schmerzvoll:  
Denn wieder erblick' ich die tückischen Menschen,  
Die Treue gelobt und dann schmähslich gebrochen.  
Festig, entrüstungsgeschwellt pocht mir mein Herz —  
Als wollt' es zersprengen die Fessel, die auferlegt ihm die Brust. —  
Und ich hör' den Gesang der munteren Vögel,  
Wie auch der Baumwipfel leises Geflüster;  
Und ich schaue des See's klarblauen Spiegel,  
Vom milden Sonnenlicht freundlich bestrahlt;  
Ich sehe: des See's Eis hat der Frühling gebrochen,  
Die Bäume hat er mit neuem Grüne bekleidet: —  
Doch in meiner Brust erblüht keine liebliche Blume  
Und des Herzens Eiskrinde sprengt der Frühling nicht!  
Ob auch die Natur im Blüthenkranz strahle,  
Ob jubelnde Vöglein  
Im blauen Aether munter sich wiegen,  
Ob fröhlich murrend und plätschernd der Bach  
Vom Felsen sich stürzt,  
Ob nicht der See mehr trägt eisige Fesseln:  
Noch immer seufzet und klaget das Volk  
Unter den ehernen Ketten;  
Noch ist nicht erwacht der Frühling der Völker —  
Und bis er erwacht, muß trauern ich noch und klagen! —  
Doch die Zeit, sie wird kommen, da Alle sind Brüder,  
Und Freiheit nur herrscht auf dem Erdenrund;  
Wenn Haß und Zwietracht uns nicht mehr entzweien;  
Wenn Mars\*) ist verbannt und des Goldes Gott, Mammon,  
Vom Throne gestürzt ist, — wenn ein einendes Band  
Der Liebe die Herzen der Menschen umschlingt.  
Ja, sie wird kommen, die Zeit! Doch wehe dann Dem,  
Der tollkühn zu widerstreben ihr wagt! —  
Sie kommt! Ja, schon seh' ich die Lerche,  
Die den Völkerfrühling uns kündigt, mit frohem Gezwitzcher  
Zum azurnen Himmelsgezelt sich schwingen,  
Und hell erglänzen seh' ich die Sonne — —  
Ihre belebenden Strahlen bringen  
Mir in's Herz, —  
Und die eisige Rinde, sie schmilzt,  
Freudig erhebt mir die Brust, wenn des Tages ich denke,  
An dem auch mir wieder  
Wahrhaft glückliche Menschen  
Sich nah'n. — —  
Ich stimme mit ein in den Jubelgesang der Vögel,  
Und der Frieden zieht in die Seele.  
Ich kehre zurück in die Stadt,  
Mit neuer Hoffnung auf bessere Zukunft,  
Die die Menschen zu Menschen macht!

\*) Gott des Krieges.

Ch. D.

Wo die meiste positive Religion war, war immer die wenigste  
Moralität.

Seume.

**Rekruten-Ausloosung in Tirol** (siehe das Bild). Herbei ihr  
Söhne des Gebirgs, die ihr heuer das zwanzigste Jahr überschritten,  
Herbei nach dem Amtshause, wo die Stellvertreter der „Stellvertreter  
Gottes“ ihren Sitz aufgeschlagen haben. Heute fordert man von euch,  
angehlich für den Staat, in Wahrheit für den Moloch der Klassen-  
herrschaft, den größten Tribut ein, den ihr zahlen könnt: euch selbst.  
Herein, ihr Burche da draußen, ruft der Büttel, die Reihe ist an euch,  
euer Loos aus der Urne zu ziehen! — Denn nicht Jedem wird ja das  
Bergnügen und die Ehre zu Theil, sich für den Landesvater und die  
gesetzgebenden Klassen todtschießen oder zum Krüppel schießen zu lassen.  
Erstens muß Jemand, um dieses Genusses theilhaftig zu werden, kern-  
gesund sein. Wer schon ein Krüppel ist, kann keiner mehr werden. Und  
auch die Gesunden hat man nicht alle nöthig; man loost aber ihrer so  
viele aus, als man braucht. Der da, der loeben in die Urne greift,  
— welch prächtiges Kanonensfutter! Mit düsterem Sinnen zögert er,  
die verhängnißvolle Nummer, die er schon zwischen den Fingern halten  
mag, herauszuziehen. Seine rechte Faust ballt sich krampfhaft zusammen  
und sein Auge scheint nicht durch einen äußeren Gegenstand gefesselt,  
sondern in's weite Reich der Gedanken hineinzuflarren. Was hat er  
nur? Denkt er vielleicht:

„Ja von der Heimath und von Liebchens Herzen  
Ruh ich hinweg und von der Freunde Kreis.“

Vielleicht gehen ihm allerlei hochverrätherische Gedanken durch den Kopf.  
Vielleicht sagt er sich, wie Wilhelm Tell an der Straße von Rühnacht,  
wo er die friedlichen Wanderer ihren Geschäften nachziehen sieht:

„Und meines ist der Werd!“

Und das Mütterchen am Stab und das schmutze „Deandl“, wie angst-  
voll blicken sie auf das tückische Gefäß, aus dem ihnen im nächsten  
Augenblick die Trennung vom Theuersten, die Roth und vielleicht die  
Trauer hervorsteigen werden! Theilnahmslos und geschäftsmäßig dagegen,  
mit gedankenloser Gleichgültigkeit verrichten die Beamten ihre Arbeit  
des Vorlesens und Einschreibens. „Der Kaiser braucht eben so und so  
viel Mann, und das ist uns auch nicht besser gegangen, als wir flotte  
Dube waren, und das wird so bleiben, so lange es einen Kaiser gibt  
im Reich.“

Das Bild des Gekreuzigten präsidiert der Ceremonie; hat es nicht  
auch beim Foltern herhalten müssen, und ist es nicht noch heute ein  
unentbehrliches Beistück der Hinrichtungen? Die Fahne mit dem Raub-  
thier, die von der Dede herabhängt, paßt freilich besser zur Sache, als  
der Verkünder der Liebe.

## Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Stalienisch.)

La guerra fa i ladri, e la pace gli impicca.

Die Räuber, die der Krieg gemacht,  
Die knipst der Frieden auf ganz lacht.

L' uso serve di tetto a molti abusi.

Für manchen Mißbrauch gilt  
Gebrauch als Schild.

Ogni forza è ragione contra il tiranno.

Tyrannen gegenüber halt'  
Ich für Beernunft nur die Gewalt.

La vera legge è la natura.

Wozu Gesetze nur?  
Alleingesetz sei die Natur!

Virtù per sucession mai non s' acquista.

Erbkönigthum, du sollst von mir  
Beifallsverbeugung  
Empfah'n, sobald sich Tugend hier  
Fortpflanzt durch Zeugung.

(Französisch.)

Malheureux est le pays, auquel le diable est en haut prix.

Das Land ist das dümmste  
Und nicht das gescheut'st,  
Wo man vor dem Teufel  
Sich lang' noch bekreuzt.

Verichtigung. Am Schluß des letzten Abshes auf S. 96 (Nr. 11) findet sich  
eine leibige Namensverwechslung. Colbert war der Minister Ludwig's des Bier-  
zehnten; der Minister Heinrich's des Vierten war Sully. Offenbar spricht Rask  
von Ersterem, da Sully bei Gründung der Salpêtrière (1657) nicht mehr am Leben war.  
(Er starb den 22. Dez. 1641.)